„Scheinwerfer - leuchten“

Unterhaltungbeilage und Anzeigenteil

der Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19, Romanstraße 7. — Postscheckkonto: München 3407. — Fernruf: 66 2 64 und 63 3 41. — Für den Inhalt verantwortlich: Walter Löhde; für Anzeigen und Bilder: Hannov. Kemnitz, dortselbst; Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. DA. 4. Vj. 37 über 85 800. Erscheint am 5. und 20. jeden Monats. — Anzeigenschluß 10 Tage früher. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. — Nur zusammen mit Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ beziehbar. Als Einzelnummer unverkäuflich.

Folge 5 — 5. 6. 1938

Hungernacht

Szene aus dem Leben Schillers von Gustav G. Engelkes

„Wir wissen genug von Ihnen, um Ihnen unsere ganze Freundschaft anzubieten, aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie sobald als möglich! Dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns teuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis.“

Ja, das stand da wirklich und wahrhaftig. Laut hat Schiller diese Worte aus dem Körnerschen Briefe in das schweigende Zimmer hineingesprochen. Es war also unumstößlich wahr, daß es Leute in Leipzig gab, die ihm helfen wollten. Oh, nun mußte es sich erweisen, ob die unbekannten Freunde ihm wirklich helfen würden, dieses ihm furchtbar gewordene Mannheim zu verlassen.

Sätze aus seinem Brief an Körner, in dem er die Freunde um Hilfe gebeten, flattern durch Schillers Erinnerung.

„Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängnis meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider.“ — — Wirklich, sie waren ihm zuwider bis zum Erbrechen, oh, alle, alle, alle!

Selbst Charlotte von Kalb, die ihm ihre Juwelen aufdrängen wollte, damit er die alte Druckerschuld begleichen sollte, wenigstens den wackeren Meister Hölzel nicht betrog und vor allem in Mannheim blieb. Die Schulden banden ihn mit glühenden Fesseln an diese Stadt. Wie hatte man ihn nur so tief hineinverstricken können? Fort, fort aus dieser vermauerten und von jesuitischen Ränken vergifteten Luft, nur fort von hier!

Annamargret Schwan, und dann in Mannheim bleiben? Würde sie ihn überhaupt erhören? Dann Rat Schiller und solider Bürger werden, vielleicht wohlbestellter Chirurg und Dichter im Nebenamt.

„Schiller, Sie müssen eine sichere Stellung annehmen. Schiller, Sie müssen zunächst an Ihre Zukunft denken und sicheres Brot haben, das ist die Hauptsache. Die Kunst ernährt ja keinen Mann. Schiller, der sichere Grund Ihres Lebens fehlt!“

Voll Zorn schleudert der Dichter die weisen Ratschläge seiner Freunde und Bekannten in die stumme Stube. Mußte wirklich auch ein Dichter feste Stellung und Beruf haben? Oh, ihr Toren! Er muß allein seinem göttlichen Berufe dienen, denn dieser Ruf ist so groß und rein und stark, daß die kleinen Rufe des Alltags wie ein Räuspern in einem musikdurchfluteten Saal ersticken. Nur dem einen göttlichen Rufe wird der Künstler, jeder große Künstler folgen, wenn er selber ein gewaltiger Rufer auf dieser Erde ist. Aber hatten die Freunde nicht dennoch recht?

„Wir meinen es doch so gut. Und dichten kann man doch auch so schön nebenbei.“ Wirklich, das kann man, aber dann ist meistens auch das Werk selbst so nebenbei und gut gemeint.

Schiller sucht im Zimmer umher. Irgendwo muß doch ein Brotrest sein.

Jawohl, Brot!

Schiller sucht und trägt dabei spottend

aus „Emilia Galotti“ vor: „Was macht die Kunst? — Sie geht nach Brot.“

Nach Brot? Gab man nicht jedem Pfaffen Brot, waren nur die Priester am Heiligtum der Kunst in allen Völkern allesamt zu Hunger und Not verdammt? Wie kam das? Wer wollte das? Das konnte doch niemals ein Zufall sein. Wenn er doch wenigstens jetzt den Gedanken an Brot und Hunger loswerden könnte.

Also, Schiller, du hast keinen Hunger, du bildest es dir nur so ein: Da ist ja noch ein Kerzenrest. Sehr wohl, du hast also Licht und kannst noch arbeiten. Es wird den Hunger betäuben. Wir werden jetzt am „Don Carlos“ arbeiten. Hungernder, verflucht, herzoglicher Hofrat Schiller. Jawohl, euer Diener, Herr Rat!

Schiller setzt sich stöhnend an den Tisch, rückt das Licht zurecht, das tiefschwarze Schatten von den Gegenständen an der Wand entstehen läßt und nimmt das unfertige Manuskript seines Schauspiels „Don Carlos“ vor. Oh, er würde die unterdrückte und beschimpfte Menschheit an den jesuitischen Tyrannen rächen, verkommenes Pack mit hochgeschwollenen Phrasen!

Welch ein Tor war er doch gewesen, sich trotz der Beleidigungen doch von diesem Dalberg nach hier locken zu lassen, als wäre nichts geschehen. Nun war er hier, um von diesem Dalberg abermals aus Amt und Brot geekelt zu werden. Wie kam das alles nur? Hatte man anderes von ihm erhofft, und sollte er wiederum den Hunger schmecken, um endlich Stücke nach dem Geschmack des Dalberg, der ihn den Geschmack des Publikums nannte, zu schaffen. Nach welchem Geschmack mußten eigentlich seine Stücke sein, um keinen Anstoß zu erregen. Laut mit sich selbst spottend liest Schiller den Anfang aus seinem Stücke.

„Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende. Eure Königliche Hoheit verlassen es nicht heiterer. Wir sind vergebens hier gewesen.“ Vergebens! Schiller stockt, springt auf, setzt sich wieder. Flammende Empörung ergreift ihn. Ein herrliches Szenenbild formt sich vor seiner Seele. Er taucht den Federkiel ein und will sie gestaltet niederschreiben. Da merkt er, daß ihm die Hand versagt. Es war wohl innere Erregung, oder doch nur Schwäche?

Ein heißes Brennen steigt ihm vom Magen her in den Mund und erfüllt diesen mit Bitterkeit.

Schiller wartet. Das kannte er, es wird vorübergehen. Ja, es geht vorüber. Dann umklammert plötzlich wieder ein schreckliches Würgen seine Kehle. Es war also doch noch nicht vorüber.

Ob er nun will oder nicht, er muß wieder an Brot und Essen denken. Er will ja keine Schulden mehr machen und lieber —

Mit feurigen Augen starrt ihn der Hunger an, oder brennen ihm die Augen? Das Zimmer hat ja plötzlich hundert Münder. [illegible] keinen Hunger mehr, nun erregt der Gedanke an Brot schon Ekel.

Hunger?! Ach, das ist ja schließlich nur ein Wort, ein Wort, das überwunden werden muß. Fort damit, wenn man sich zusammengekrümmt hockte, die Knie fest gegen den Tisch gestemmt, so daß ein großer Schmerz den Magen drückte, dann ging es auch vorüber. Oder im eiligen Schritt immer durch das Zimmer laufen, eilen, rennen, solange noch die Beine trugen.

Schiller reißt die Schreibtischlade auf. Da war noch ein Stück Brot, das ja allerdings erst morgen genossen werden sollte. Eigentlich erst morgen, er hatte sich ja selbst einen Eid geleistet. Morgen, Freund, morgen, denn dann soll auch noch ein Tag bestanden werden. Vielleicht war ja auch gerade morgen schon die Nachricht aus Leipzig da. Dann könnte er den Brotrest getrost jetzt schon verzehren. Eigentlich könnte er zum Postkontor gehen und die Leute herausklopfen, ob nicht doch etwa mit der letzten Post ein Brief gekommen wäre, der etwas unendlich Wichtiges enthalte, weshalb man nicht verübeln solle —

Schiller taumelt hoch. Nein, so durfte er sich nicht erniedrigen. Die Mannheimer bekämen noch mehr zum Lachen, würden ihn gar für verrückt halten. Dieser Hunger, wieder stürzen die Gedankenketten durcheinander, taumeln und tanzen einen wahnsinnigen Kreis.

Hunger! He! Nein, Rat Schiller, bitte!

Die Antwort aus Leipzig konnte ja einfach noch nicht da sein. Allerdings, morgen bestand die erste Möglichkeit. Doch noch zu Streicher gehen, der ihm schon allzu oft geholfen hatte? Nein, gerade deshalb durfte er den Treuen nicht wieder und wiederum belasten, denn Streicher würde helfen. Aber durfte er dem Streicher gerade jetzt damit kommen und ihm sein Glück trüben? Streicher war selig mit seiner jungen Wienerin. Es war unmöglich, diesmal zu ihm zu gehen.

Eine seltsame Müdigkeit überfällt Schiller und klopft bleiern durch die Schläfen.

Nun wieder dieses durch nichts zu hem-

mende Brennen von innen herauf, das trockene Würgen in der Kehle, und dann — ein jäher Haß.

Nun führt Schiller doch den Rest Brot zu Munde.

Brot?! Ja, Rat Schiller, du hast ja noch Brot.

Brot! Der Mund ist wie mit eisernen Klammern geschlossen. Wie furchtbar, er bekommt ja den Mund zum Essen gar nicht auf. Endlich, endlich löst sich die Muskelstarre, mit der der Hunger ihm beim Anblick des Brotes und bei dem Wunsch zum Essen den Mund verschloß. Er ißt das Brot, aber die heiß ersehnte Nahrung verursacht Übelkeit. Er wehrt sich, nur nicht, er erbricht die Speise wieder. Er wird sich immerfort erbrechen müssen, aber es bleibt nur ein wildes Würgen, denn der Magen ist leer. Endlich hat Schiller das Brot zu sich genommen. Und dann quält als Antwort neuer Hunger.

Verwünscht, grade jetzt daranzudenken, morgen würde der Jude wieder auf Bezahlung drängen. Und morgen würde er denn doch wohl irgendwo um Nahrung bitten müssen. Nein, nicht mehr um Geld. Vielleicht wird man ihm erschrocken und betroffen helfen. O helfen, einem König des Volkes helfen, ein Bettler zu sein. Lieber es diesen Wänden zuschreien, denen wird es wenigstens nicht peinlich sein, daß ein Mensch in Not ist, und sie können auch seine Erniedrigung weder sehen noch ihm antworten, noch zusagen oder ablehnen, daß sie helfen wollen.

Rat Schiller! Jawohl, Rat Schiller! Herzoglicher Hungerleider. Jawohl, sehr richtig, voll weiser Theorie, die Kunst nährt keinen Mann, soll sie auch nicht, aber muß ein Dichter nicht doch auch Brot haben? Soll man einem Künstler Brot verdienen lassen? Man soll ihn kein Brot verdienen lassen, man soll ihm danken für den Reichtum, mit dem er über die Zeiten hin sein Volk mit Reichtum überschüttet, der, hört zu, ihr Krämer, zur rechten Zeit sogar gemünzt werden kann und dann Säcke voll Goldes bringt.

Aber Schiller, noch erfährst du anderes. Die Kunst nährt keinen Künstler, aber Millionen Drohnen nährt die Kunst, das Volk zu trügen, auszuplündern, hinzumorden.

Bis an den grauen Morgen kämpft Schiller mit Hunger und Sorgen, und dann ist die Antwort von Körner und 300 Taler da.

„Goetheforschung"

Der deutsche Kulturhistoriker Johannes Scherr hat in einer kleinen, köstlichen Satire die professorale Goetheforschung gekennzeichnet, die auch in unseren Tagen noch nicht ausgestorben zu sein scheint. Scherr schreibt:

„Ich kam eines Tages auf den absonderlichen Einfall, auch einmal etwas für die jetzunder so billig zu habende Unsterblichkeit zu tun. Sintemal aber Vorsicht die Mutter der Tapferkeit ist, ging ich bei meinem Vorhaben vorsichtig vor, und alldieweil ich bei Gelegenheit des Erscheinens meines allzu naturgetreuen und bitterwahren Büchelchens vom Porkeles und von der Porkelessa erfahren hatte, daß im Deutschen Reich die Pauken und Posaunen der Verherrlichung wie auch die Schophar-hörner der Verfluchung von den papierenen Gezelten Israels aus geblasen und geschlagen werden, so wandte ich mich an meine in den besagten Zelten hausenden, in Unsterblichkeitsachen bewanderten und entscheidenden Freunde um Rat.

Selbiger wurde mir in zuvorkommender, mich zu lebhaftem Dank verpflichtender Weise zuteil. Alle die Adalberte, Armine, Arthure, alle die Oskare, Otfriede, Ottmare, alle die Siegberte, Siegfriede, Siegmunde nahmen sich meiner sehr liebreich an. Die einen meinten, ich sollte mir eine altägyptische Mumie anschaffen, dieselbe coram publico aufwickeln und den Nachweis liefern, daß unter all den antiquarischen Byssusbinden und archäologischen Papyrosstreifen ein Menschenkind steckte, das man auch für ein ganz ordinär-modernes halten könnte. Oder ich sollte diesen oder jenen römischen Kaiser mit seinem Liebling platonisch durch die Straßen von Sodoma spazierengehen lassen. Oder ich sollte aus dem nächsten besten altdeutschen Bärenfell das Ungeziefer klopfen. Solcherlei Wege, meinten die geschäftskundigen Freunde, führten heutzutage ‚ad astra'. Die andern rieten zu exaktwissenschaftlicher Tätigkeit. Ich sollte zu diesem Zwecke mich bemühen, Anteilhaber der großen Firma Mückenseiher, Kamelverschlucker und Kompanie zu werden, welche unlängst Friedrich Vischer ebenso schön als ganz nach Gebühr verherrlicht hätte. Dieser Rat leuchtete mir ein, obzwar der Gedanke des Wagnisses, zu den großen Geistern mich zu gesellen, deren philologisch-, mikrologisch-kommentatorisches Genie alles und jedes unendlich viel besser weiß, als die von ihnen Kommentirten es auch nur

ahnten, mich mit geziemender Bangigkeit erfüllte. Ich breitete die aufgeschlagenen sämtlichen Ausgaben der sämtlichen Werke von Lessing, Goethe und Schiller auf allen Möbeln und Fußböden meiner Wohnung aus, bewaffnete mich mit Lupe und Mikroskop, flehte demütig die Sancta Mikrologia um Beistand an und ging auf Schreib- und Druckfehler, auf vergessene Tüpfelchen und versetzte Kommata, auf Lesarten und Konjekturen pirschen. Anfangs mit der ganzen Schüchternheit eines sozusagen Bönhasen, allmählich aber mit der bescheidenen Sicherheit eines Lehrlings der Zunft, dann mit der Zuversicht eines Gesellen, endlich mit jenem Unfehlbarkeitsgefühl eines Meisters, welches dem beschränkten Laienverstand seltsam genug als gelehrter Dünkel und Hochmut erscheint, der dann doch wieder, lästern die Laien, unter Umständen zu den bedenklichsten Einräumungen nach obenhin oder wohl auch nach untenhin willig wäre. Derlei Erfrechung der laienverständigen Beschränktheit habe ich, seitdem ich nach glücklich aufgejagter und erlegter Konjektur auf die Popokatepetlhöhe des Zunftbewußtseins mich geschwungen, mit mitleidigem Achselzucken anzusehen gelernt. Wie überhaupt alles ‚Moralgepolter', das ja nur vom kläglichsten ‚Zurückgebliebensein' zeugt.

Goethe nach Bury 1800

Was die Konjunktur betrifft, so handelt es sich dabei freilich nur um einen Buchstaben. Aber um was für einen Buchstaben! Um so einen, welcher die wahren Intentionen des bezüglichen Autors blitzartig beleuchtet. Also in unserem Fall die Intentionen Goethes. Von einem andern sollte ja dermalen gar keine Rede sein. Denn der Goethe ist der Götze des Tages, nachdem das Götzentum des Shakespeare aus der Mode gekommen. Wir Deutschen müssen immer so einen Götzen haben und dulden keine anderen Götter neben ihm, d. h. solange, bis eine andere Abgötterei aufkommt. Der Fanatismus von deutschen Scholiasten ist unter Umständen etwas Fürchterliches. Nur schade, daß den Torquemadas von dieser Mache keine Scheiterhaufen zur Hand sind.

Meine zweifelsohne höchst bedeutsame Findung und Aufstellung ist, daß Goethe im ‚Vorspiel auf dem Theater' seine ‚Lustige Person' eigentlich habe sagen lassen wollen, nein, sagen lassen müssen: ‚Greift nur hinein ins tolle Menschenleben!' statt, wie bis zur Stunde irrtümlich gedruckt steht: ‚Greift nur hinein ins volle Menschenleben!'. Als ich diesen ‚Fund' meinem unbezahlbar lieben Feinde Minutius Quisquilius, welches Objekt meiner Verehrung mir leider viel zu frühzeitig entrissen wurde, zur Prüfung vorlegte, nahm er die tiefsinnigste seiner berühmten Forschermienen an und sagte: ‚Sie kommen mir vor wie der Sohn des Kis, so da ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen und dafür ein Königreich fand.'

Weh' mir, daß ich nicht weiß, was der große Mann damit meinte. Er ließ sich nicht weiter heraus, sondern nur soweit herab, daß er mir erklärte, mein ‚Fund' könnte die Grundlage eines auf diese granitene Basis zu stellenden neuen Faustkommentars werden. Als ich ihm in aller Bescheidenheit meine Bereitwilligkeit kundgab, diese unumgänglich nötige, ein schreiendstes Bedürfnis stillende Leistung zu versuchen, maß mich Minutius Quisquilius mit Blicken, womit so etwa ‚Währschafte' Bergführer im Wallis einen Grünling von Touristen messen, welcher frischweg erklärt, straks das Allalinhorn oder das Matterhorn oder das Weißhorn ersteigen zu wollen. Weil ich aber den skeptisch-prüfenden Jupitersblick aushielt als einer, der doch auch schon verschiedene Hörner abgelaufen hätte, war der große Mann so gnädig, mir Andeutungen zu machen über die richtige Methode, allwie das in Frage stehende Problem, von dessen Lösung allerdings, wie er klarzustellen geruhte, ein gut Teil der Zukunft des Deutschen Reiches abhängen dürfte, mit superlativischer Exaktität zu lösen wäre. Mir gingen da ganz neue Blicke auf, ungeheure

Aus- und Einsichten: Ich erkannte, daß das Richtige eigentlich das Wichtige, das Miserable gerade das Konsiderable sei. Zum Schlusse ließ der verehrte Meister der Kleingeisterei auch noch über die Struktur und Architektur der anzustellenden Untersuchung ein ‚kräftig Wörtchen‘ fallen. Der erste Band des Werkes müßte natürlich einer kritischen Durchfiltrierung der Quellen über die Herkunft, Entstehung und Bedeutung der Worte ‚Greifen‘, ‚Mensch‘, ‚Leben‘, ‚Toll‘ und ‚Voll‘ gewidmet sein. Der zweite Band sollte in Form eines grundlegenden Exkurses die berühmtesten Hineingreifer ins tolle Menschenleben von Adam bis Bismarck abhandeln. Im dritten Bande wäre die Findung, warum und wesmaßen Goethe statt ‚ins *volle* Menschenleben‘ habe sagen und schreiben wollen, d. h. müssen ‚ins *tolle* Menschenleben‘, zur wissenschaftlichen Tatsache zu erheben, zu stabilisieren als nachgewiesen, bewiesen, dauernder als Erz, unangreifbar, unwidersprechlich in saecular saeculorum. Wie hierauf in den Bänden 4—12 aus diesem Prinzip heraus die Faustdichtung, 1. und 2. Teil, eine allseitige, abschlußgebende, den Goethe eigentlich erst zum Goethe, den Faust wirklich zum Faust machende Erklärung finden sollte, dieses eleusinische Geheimnis kann ich nur zünftigen Goetheforschern sub sigillo confessionis offenbaren.

Hierzu bin ich willig und bereit. Denn da mir der tückische Tod Minutium Quemquilium entrissen hat, ‚blieb mir Saite nicht, noch Schaft‘ und muß ich, solchen Führers beraubt, mit Schmerzen darauf verzichten, den ‚ad astra‘ führenden Weg hinansteigen, will sagen, das angedeutete epochemachende Wunderwerk wirken zu wollen. Meine Vorarbeiten dazu stehen den Goethemikrologen zu Diensten. Es befindet sich darunter auch ein in nicht unzierlichem Latein geschriebener Traktat, allworin die für die deutsche Literaturhistorie, ja wohl für die Weltgeschichte so ‚inkommensurabel‘ wichtige Rätselfrage: ‚Quomodo Goethius amaverit Lottam a Lapide?‘ endgültig beantwortet ist. Damit hoffe ich, heilenden Balsam in eine der klaffendsten — um nicht zu sagen klaffendsten — Zweifelwunden deutscher Nation zu träufeln.“

So spottete Johannes Scherr im vorigen Jahrhundert über gewisse Professoren. Übrigens hat Goethe die Professoren selbst auch verspottet. In dem Gedicht „Napoleon“, wo er diesen verteidigt, sagt er von dessen Gegnern, die dort durch den Teufel personifiziert werden: „Du sprichst wie die deutschen Professoren.“ Allerdings hat er dadurch nur jene Professoren verspottet, die damals sich *gegen* Napoleon und für Deutschland eingesetzt haben. Die napoleonfreundlichen Professoren brauchten sich diesen Spott Goethes nicht zuzuziehen.

„Es lebe die Freiheit“

Ein Leser teilt uns mit, daß da neulich jemand zu ihm gekommen sei und erzählt habe, der Gruß „Es lebe die Freiheit!“ wäre marxistisch und würde von Marxisten gebraucht. Abgesehen davon, daß dieser Ausruf natürlich mißbraucht werden kann, zweifeln wir nicht, daß es Zeitgenossen gibt, die derartig unwissend sind und tatsächlich meinen, daß es sich bei diesen Worten um eine marxistische Ausdrucksweise handelt. Wir empfehlen für diese den Gruß „Es lebe die Dummheit!“ — Denn einmal wissen sie nicht, daß der Marxismus eine jüdische Erfindung ist, um das Kollektiv herbeizuführen, d. h. also jede Freiheit aufzuheben trachtet, und zweitens wissen sie nicht, woher dieser Gruß stammt. Es trifft sich gut, daß der große Deutsche Freiheitskämpfer, der diesen Gruß prägte — Ulricht von Hutten —, in diesem Jahre seinen 450. Geburtstag feierte. Allerdings **prägte er diesen Ruf im Kampf gegen Rom!** Denjenigen, welche den Ruf nicht leiden mögen, ist vielleicht dieser Freiheitskampf gegen römisches Priestertum aus irgendeinem Grunde unsympathisch. Aber wenn man nun Hutten nicht gelten lassen will und ihn vielleicht auch zum Marxisten bzw. zum „Vorläufer“ des Marxismus zurechtl—egen möchte, so müssen wir zum Kummer solcher Leute weiter feststellen, daß auch der ja gerade jetzt so sehr der Deutschen Jugend empfohlene Johann Wolfgang von Goethe in seinem Schauspiel „Götz von Berlichingen“, diese Worte gebraucht. Er läßt den auf der Burg belagerten Götz (Gottfried) von Berlichingen folgendes Gespräch führen: „Gottfried: Und wenn unser Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt (er tröpfelt das letzte in sein Glas), **was** soll unser letztes Wort sein?

Georg: Es lebe die Freiheit!
Gottfried: Es lebe die Freiheit!
Alle: Es lebe die Freiheit!

Gottfried: Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geiste unsere Enkel glücklich . . ."

Also auch Goethe braucht hier diese Worte, und zwar in wirklich sehr schöner Weise. Allerdings hat er sie als Minister in einer späteren Bearbeitung seines Schauspiels umgeändert und statt dessen gesagt: „Es lebe der Burgherr, unser Vater und Führer!" Aber die meisten Literaturhistoriker finden diese zweite Fassung lange nicht so schön wie die erste und ursprüngliche Fassung und es ist daraus noch lange nicht zu folgern, daß Minister grundsätzlich gegen den Ruf „Es lebe die Freiheit!" eingenommen sind. Jedenfalls hat Goethe — wenigstens der junge Goethe — diese Worte begeistert gebraucht und man wird ihn deshalb doch nicht marxistisch beeinflußt nennen wollen, oder —?

Im übrigen meinen wir hiermit verständlich gemacht zu haben, daß derartige Einwendungen gegen diesen Ausruf völlig töricht sind und nur eine ganz bestimmte Absicht verraten. Solchen Herren jedoch antworten wir — um nicht abzuschweifen — am besten mit einem anderen Zitat aus dem „Götz von Berlichingen" — und zwar aus dem 3. Akt. Es ist allerdings in den gedruckten Ausgaben meistens nur verstümmelt zu finden und durch Gedankenstriche vervollständigt, aber trotzdem bezeichnenderweise bekannter als das Wort von Goethe „Es lebe die Freiheit!" Lö.

Der sterbende Hutten Zeichn. v. H. G. Strick

„Seid nicht kleingläubig"

Die Überfahrt

von Willi Klapprodt

Verbürgen kann ich's nicht, ob die Geschichte so gewesen, wie ich sie erzähle; kann nur behaupten, daß ich sie in ihrem Kern so wiedererzähle, wie ich sie von einem Organisten gehört habe, dem sie von seinem (evangelischen) Pfarrer einst offenbart wurde.

Vor dem Kriege ist's gewesen. Der Herr Metropolitan X. (heute nennt man solche Leute Kreispfarrer) hat seine Priester des Kirchenkreises Y. zu einer Reise nach dem „Heiligen Grabe" in Jerusalem aufgerufen. Nicht alle konnten mitfahren, so doch wohl ein gutes Halbteil. Nach dem Feste der „pente coste", wenn der Himmel die Erde mit einem festlichen Kleide geschmückt hat, beginnt, wie wir alle aus Konfirmandenstunden und dergleichen wissen, die festlose Hälfte des Kirchenjahres. Es ist die Zeit, in der gewissermaßen die Heiligen- und Seligmachermaschine auf Halbtouren läuft.

Die eigentliche Geschichte trug sich zu an Bord eines Schiffes, das die Pilgrime — mag sein — in Bremen aufgenommen hatte. Just wie auf dem See Tiberias erhob sich mitten auf dem Meere ein großer Sturm, und Gott schien den „Geweihten" weit und unerreichbar. In den Kajüten — oder war's im Speisesaal — saßen sie kalkig, mehr tot als lebendig, mit verkrampften Händen. Nur einer, man muß seinen Mut angesichts der anderen bewundern, handelte, und erreichte schwankend wie ein Trunkener den auf der Kommandobrücke stehenden Kapitän. Es war der Metropolitan. Mit der Gebärde eines Petrus auf dem Meere rief er dem Kapitän zu: „Herr Kapitän, werden wir diesen entsetzlichen Sturm überstehen? Werden wir unser Ziel erreichen?" — Der Kapitän wußte wohl, daß er und sein Schiff, trotz guten Verstehens gegenseitig, große Mühe haben würden, aus diesem Hexenkessel herauszukommen, und mehr den Blick zum Bug und den Wellenbergen geradeaus gerichtet antwortete er: „Es ist leicht möglich, daß Sie, statt das irdische Jerusalem zu erreichen, im himmlischen Jerusalem landen werden." Schreckensbleich

kam's von den Lippen des Metro: „Davor möge uns Gott bewahren!" Es dämmerte ihm wohl in der grausamen Wirklichkeit, daß es leichter sei, Vorbereitunggeschäfte für das himmlische Jerusalem bei seinen ihm „anvertrauten" Seelen zu erledigen, als selbst einmal vorangehen zu müssen. Das schien ihm schier wie eine Höllenfahrt. Und unten im Schiffsbauch fand er seine Mitleider, verstört und zagend, wie weiland Jonas im Walfisch zu Askalon. Wer war noch auf eine verzweifelnde Bitte, um tröstende Antwort anzugehen als allein dieser Kapitän? Es war so, als ob der Herr sie ganz und gar verlassen habe, und die lallenden Gebete aller Priester vermochten nicht, den rettenden Gott nur um ein Weniges näherzubringen. Dies fühlte der hoffnunglose Metropolitan mit schaudernder Gewißheit. Eine Stunde oder zwei waren vielleicht vergangen. Da wollte es dem Metro dünken, als sei die höllische Wucht der Wellen jenseits der Schiffsplanken geringer. Doch nur kurze Zeit, dann war's wieder die alte, grausige Melodie.

Der Wille zum Leben und auch das eigene Eingeständnis, daß von dort nur Hilfe käme, nämlich vom Kapitän oben auf der Kommandobrücke, veranlaßte ihn, die Seinen zu verlassen. Er stolperte die steile Schiffstreppe hinauf und gelangte oben aufs Deck. Er erreichte gänzlich durchnäßt den Kapitän, der auf dem Platz stand, auf den ihn Pflicht und Eid hingestellt. Der Kapitän wußte und sein geübtes Auge hatte erkannt, der Barometer zeigte es an: Die Gefahr war vorüber, wenn auch das Wellenspiel nicht viel davon erkennen ließ. Der Metropolitan nahm sein Herz in beide Hände. Jetzt mußte er Gewißheit haben, wohin die Fahrt ging: „Sagen Sie mal, Herr Kapitän, Sie haben doch Erfahrung darin: nach welchen Anzeichen kann man sich richten, um festzustellen, ob der Sturm nachläßt oder in gleicher Gewalt weiterwütet?" Dem Kapitän sprang der Schalk ins Herz; mochte es sein, weil er erkennen mußte, wie hilflos manche Menschen in männlicher Gefahr sind, die doch andernorts alle erdenklichen Höllengefahren plastisch aus weiten Ärmeln zu schütteln vermögen. Und er sprach: „Gewiß, aber ob man sich immer darauf verlassen kann? Aber in einem, soweit meine Erfahrung reicht, hat's immer gestimmt. Gehen Sie doch mal nach unten ins Vorderschiff zu den Matrosen. Wenn die noch Karten spielen und dabei fluchen, dann mag's wohl sein, daß die gröbste Gefahr vorbei ist." — Und das, was der Metro so oft als Sünde gebrandmarkt hatte in flammender Rede — heute wünschte er, daß es Menschen geben möge, die fluchend Karten spielen. Ja, er betete es lautlos in sich hinein, damit durch Sünde offenbar werde das Heil des Leibes. Der Kapitän zeigte ihm den Weg. Der Metro fand auch bald nicht ohne Mühe den kleinen Raum, in dem des Teufels Gebetbuch mehr Ansehen haben sollte (Gott gebe es!) als andere auf der weiten Welt. Durch den engen Spalt wurde er sogleich gewahr, was er erhoffte. In dickem Tabakdunst saßen die Matrosen in zwei Gruppen zu je 4—5, und schwielige Fäuste schlugen auf die harte Tischplatte. Engelgetön deucht es ihm, als er aus dem engen Raum nun auch derbe Flüche und lautes Lachen vernahm. Zum ersten Male wieder seit vielen Stunden schwand aus seinem Gesicht der starre Blick eines Ertrinkenden. Der Metro eilte, so schnell er konnte, zu der trauernden Schar seiner Amtsbrüder und verkündigte ihnen wie ein Moses in der Wüste: „Es ist nicht so schlimm, liebe Brüder, der Herr hat mein Gebet erhört, des seid gewiß. Auf den Wogen sah ich ihn schreiten, wie einst Petrus ihn gesehen. Seid nicht kleingläubig, habt wieder frohen Mut und danket dem Herrn."

„Das Gute und Zweckmäßige in der Welt geht unaufhaltsam fort. Wenn es daher in der menschlichen Natur liegt, daß z. B. die christliche Religion endlich einmal wieder zu Grunde geht, so wird es geschehen, **man mag sich dawidersetzen oder nicht.**"

G. Chr. Lichtenberg (1742—1799),
der Sohn eines Oberamtstädter Dorfpfarrers und (Englisch-) Göttinger Universitätsprofessor, der scharfsinnige und satirische **Freidenker** und gemütvolle und ernste Mystiker

Dr. M. Ludendorff:

Triumph des Unsterblichkeitwillens

Zeichnungen von Walter Harras

„Aber sind denn wirklich jene wenigen ‚sekundären Sexualcharaktere', die unserem menschlichen Schönheitsempfinden entsprechen, die einzigen schönen Formen in der Natur? Wie hat hier die menschliche Vernunft die Tatsachen auf den Kopf gestellt! Denken wir uns einmal, die Natur habe wirklich in der Entwicklung nur das Nützliche zum Gestalter der Formen ernannt, wie anders würden die Lebewesen dieser Erde geartet sein! Wir kennen ja so zahlreiche menschliche Werkzeuge, die lediglich der Nützlichkeit im Kampf ums Dasein dienen sollen. Haben sie wirklich eine so große Ähnlichkeit mit den uns umgebenden Tieren und Pflanzen? Vergleichen wir doch einmal die menschlichen Nützlichkeitsschöpfungen mit entsprechenden Lebewesen der Natur. Ein Flugzeug, mit einem Fernglas bewaffnet, wäre ein solches Gegenstück des hochfliegenden Adlers und seiner scharfen Augen. Welch ein Unterschied! Und dabei ist doch noch gewiß nicht gesagt, daß der Mensch bei der Herstellung dieser Gegenstände sein Schönheitsempfinden wirklich vollständig ausgeschaltet hätte. Aber er hat, wie dies Darwin für die Entwicklung selbst annahm, das Nützliche an die erste Stelle gesetzt. Wenn man sich heute vor die Aufgabe gestellt sähe, ein für den Daseinskampf denkbar nützlich ausgestattetes Raubtier der Wüste unter gänzlicher Gleichgültigkeit gegenüber dem menschlichen Schönheitsempfinden zu gestalten, so würde sicher kein Tiger entstehen! Wie man angesichts der überwältigenden Fülle an Schönheit der Tiere und Pflanzen die Nützlichkeit zum oberſten Gesetz der Formgebung ernennen konnte, das wird immer eines der merkwürdigsten Beispiele dafür sein, wie hilflos verblendet der Mensch sein kann. Im Vergleich mit diesem plum-

Tiefsee-Meduse

Radiolarien-Skelett

Orchidee

pen Irrtum war der vorher herrschende christliche Irrtum, als habe ein lieber Gott die Blümlein auf dem Felde so schön gemacht, damit wir uns daran freuen, unsern Schöpfer loben sollten und uns möglichst häufig dazu gedrungen fühlen möchten, sie abzubrechen und sie im Wasser zu unserer Freude vorzeitig absterben zu lassen, da sie ja doch keine Seele haben, weniger dürftig. Gewiß bedeutet es eine köstliche Vertiefung unserer Welterkenntnis, einen wunderreichen Einblick in die Zusammenhänge, wenn wir den tieferen Sinn der Blumendüfte und ihrer leuchtenden Farben wissen, wenn wir erkannten, daß die Pflanze hierdurch ihre Art erhalten, die Insekten, die Überträger ihrer Fortpflanzungszellen, herbeilocken will. Aber wenn wirklich nur Nützlichkeitsgründe hier in Frage kämen, so mögen uns die Darwinisten erklären, warum zu diesem Zwecke ein weit müheloser herzustellender unregelmäßiger leuchtender Farbfleck auf einem der Blätter — einer ausgehängten Wirtsfahne gleich — das Insekt nicht ebensosehr heranlocken könnte. Warum, das mögen uns die Darwinisten doch erklären, entspricht die Gestalt der Blüte und ihrer Farben und Formverteilung so vollkommen unserem menschlichen Schönheitsempfinden, obwohl das Facettenauge des Insektes, das angelockt

Schneekristall

werden soll, diese Schönheit gar nicht genießen kann? Wie würde wohl ein Darwinist es uns erklären wollen, daß die ältesten pflanzlichen und tierischen Vorfahren, die Einzeller, oft in wunderbarsten Kunstformen ihren Protoplasmaleib gestalten, obwohl sie selbst gar keine Sinnesorgane haben, um die Schönheit ihres Artgenossen wahrnehmen zu können, und obwohl alle die wunderbaren Kunstformen, z. B. der Radiolaren, das Protoplasmaklümpchen gar nicht etwa tüchtiger im Kampf ums Dasein machen können (siehe Ernst Häckels wundervolle Sammlungen der Kunstformen in der Natur)?"

Kirsch-Blüten

„Fiat"

Die katholische Zeitschrift „Der Rosenkranz" 2, 1938, veröffentlicht einige Eintragungen aus dem Tagebuch einer französischen Schauspielerin, eines Frl. Eva Lavallière. Die Schauspielerin würde wohl völlig unbekannt geblieben sein, wenn sie nicht plötzlich fromm geworden wäre. Sie hatte Beziehungen zu der gesamten Pariser Lebewelt, lebte — wie das ja auch nicht anders sein konnte — in unglücklicher Ehe und wurde so immer mehr „auf die Bahn der Sünde gedrängt", wie es in dem Blatt heißt. Aber nun lesen wir weiter: „Die christliche Grundstimmung war bei ihr doch immer noch vorhanden und wurde 1911 wieder lebendig, als sie von Niederbronner Schwestern nach einer schweren Operation gepflegt wurde. Leiblich und seelisch gestärkt verließ sie die Klinik. Sie war allerdings wieder ganz Weltkind, sobald der Schwarm der Besucher sie umringte. Aber damals sprach es sich schon rund, daß sie vielleicht die Bühne verlassen werde. Und ein deutscher Fürst, der nach Paris kommen wollte, bedauerte, daß ihr Name keinen Theaterzettel mehr zierte."

Das war für den „Fürsten" vielleicht auch viel besser so! Und weiter:

„Im Jahre 1917 erfaßte sie die Gnade aber so, daß sie nicht mehr widerstehen konnte. Und nun gab es kein Aufhalten mehr für sie auf dem Wege zu Gott . . . Einen Einblick in ihr Seelenleben gewährt eine Tagebucheintragung aus dem Jahre 1921:

Mein Lieblingsname? Jesus.
Mein Lieblingsschmuck? Die Dornenkrone.
Meine Lieblingsspeise? Das Brot der Engel.
Mein Lieblingstrank? Das lebendige Wasser.
Mein Lieblingskleid? Das Taufkleid.
Mein Lieblingsgebet? Reue, Dank, Liebe.
Meine Lieblingslandschaft? Der Kalvarienberg.
Meine Heimat? Der Himmel.
Meine Lieblingstugend? Die Demut.
Mein Führer? Der Heilige Geist.
Mein Lieblingsbuch? Das Evangelium.
Meine Lieblingsbeschäftigung? Die Betrachtung.
Meine Lieblingsfarben? Weiß und rot: Reinheit und Liebe.
Mein Lieblingsjuwel? Der Rosenkranz.
Mein Eigentum? Das Grab.
Mein tiefstes Sehnen? Ihn lieben.
Mein eigentliches Leid? Nicht innerlich sicher sein, ob ich ihn liebe.
Mein großes Ziel? Er.
Der beste Gebrauch meiner Hände? Sie falten.
Was versetzt mich in Staunen? Seine Liebe zu mir.
Was versetzt mich in Trauer? Meine Undankbarkeit.
Mein Hauptfehler? Von mir reden.
Der Schlüssel zur reinen Liebe? „Fiat".
(Dein Wille geschehe.)
Was ich bin? Ein erbärmlicher Wurm."

Nicht „Jahweh der Gerechte" ... oder „ewige Schicksalsmächte" ... sondern widerliche Wichte und ... Männer machen Weltgeschichte!

Der Einblick ist fürwahr deutlich! Wir wollen uns nicht darüber den Kopf zerbrechen, ob diese Schauspielerin auch hier nur eine besondere Rolle spielte, oder ob sie tatsächlich so „gläubig" gemacht worden war. Aber diese obskure französische Schauspielerin von zweifelhafter Vergangenheit, die in solchem Geisteszustand endigte, wird Deutschen Lesern als eine „Heilige" hingestellt und zweifellos viel höher gewertet wie etwa eine Johanna Steegen. Man sieht hier wieder, wie die Priester den Menschen wünschen! Die Antworten zeigen dies klar und unmißverständlich. „Fiat!"

„Das Buch der Bücher", oder die ungewollte Propaganda!

Im „Evangelisch-Kirchlichen Anzeiger" v. 14. 10. 37 findet sich unter der Überschrift „Die Philosophin" eine hämische Wiedergabe einiger Sätze aus der Vorbesprechung des Feldherrn zu dem Werk „Mathilde Ludendorff, ihr Werk und Wirken". Diese schließt an an des Feldherrn Worte:

„So übergebe ich dies Werk den Deutschen und allen Menschen dieser Erde, sie alle geht es an. Es ist ihre Sache, danach zu greifen, um endlich — nach Jahrtausenden — eine sichere Grundlage für ihr Leben zu gewinnen."

Die Christen sind jedoch anderer Ansicht und fahren fort:

„Das Buch, nach dem die Christen greifen, um ihr Leben auf das Wort zu gründen, hat seinen Weg durch zwei Jahrtausende zu allen Menschen dieser Erde gefunden. Nun will das Haus Tutzing mit einem Buch nach Jahrtausenden — endlich! — Weltenwende schaffen? Es hat sich viel vorgenommen."

Dieser Erguß aus dem Kirchenblättchen wurde uns, von folgendem Schreiben begleitet, zugeschickt:

„Ich bitte freundlichst, mir das auf dem Traktätchen so warm empfohlene Buch „Mathilde Ludendorff, Ihr Werk und Wirken" per Nachnahme übersenden zu wollen. Ich will es als Geburtsgeschenk meiner Tochter, einer BDM.-Führerin, zum Geschenk machen.

Heil Hitler!

gez. Unterschrift."

Wir stellen fest, daß die Werbewirkung dieser christlichen Besprechung nicht schlecht ist. **Hs.**

Ein weltanschauliches, artgemäßes Gleichnis

Von Heinrich A. Jäger

Den Deutschen Gedanken zu Ende denken,
Heißt: Seine Schritte zur Heimat lenken,
Heißt: Heimkehren zu dem heiligen Bronnen,
Aus dem die Kraft unserer Volkheit geronnen,
Heißt: Der Deutschen Seele wiedergeben
Ihre Heimstatt im Deutschen Gotterleben! —

Nicht jedem fällt dieses Zu-Ende-Denken leicht. Zu tief lagen über tausend Jahre lang Schutt und Moder gehäuft über des Urborns heiliger Flut. Aber insgeheim rauscht es doch immer wieder auf in den Gründen, regt sich aus unserm Blute das Wallen des Erbfühlens. Mit mahnendem Finger weist es auf die Ursprünge und Urgründe, aus denen wir Deutsche Menschen kommen, pocht es an unsere Herzen, fordert es unser Gefühl, erleuchtet es mehr und mehr die Geister, entflammt es schließlich unsern Willen, durchzudringen zur Klarheit des Erkennens — und Erkanntem Geltung zu verschaffen.

So haben wir geschürft. Lange, bedächtig, unermüdlich. Haben, wo in den Tiefen es raunte und rauschte, Gestrüpp gerodet, Felsen gesprengt, Schutt geschippt und Schlamm und Moder beseitigt.

Und nun liegt sie wieder frei, die kristallklare Flut, wie ein aufgeschlagenes Auge des Himmels Blau widerspiegelnd, Unzähligen den ihrem Deutschen Blute gemäßen Labetrunk wieder darbietend. Und leise kündigt der Oberflächen kräuselnde Bewegung das lebendige Strömen der Tiefe.

„Sündig und böse ist der Mensch von Jugend auf" — so hatte man schon das zarte Kind gelehrt und es dem jungen Menschen immer wieder eingehämmert, bis er es nicht mehr anders wußte. Statt eine Menschenblume nach ihres Wesens heiliger Eigengesetzlichkeit sich entfalten zu lassen, hat man die Entwicklung der zarten Pflanze unter ihr nicht gemäße Bedingungen gestellt; fremdes Gift hat man an ihre Wurzeln geträufelt, durch farbiger Gläser Trug der lieben Sonne reines Licht verfälscht, und ihre Atemluft waren giftige Treibhausdünste. Da be-

gann sie zu kümmern, und der Gärtner warf sie zum Abfall.

Ein Kind fand den armen Kümmerling, und mit andern nahm es ihn mit, ihm in seinem Garten eine neue Stätte zu bereiten. Aber zu trostlos sah das Pflänzlein aus, so ganz lebensunfähig erschien es der Kleinen; andere Blüten lockten in voller schönster Lebenspracht, bei deren Auflesen glitt das Halbwelke am Saume des Waldpfades unbeachtet zu Boden. Und tiefer sank der Abend.

Da schritt im letzten Dämmern ein Wanderer vorüber. Der sah das Verschmähte, und Erbarmen überkam ihn. Ein Griff in den weichen Waldboden, und eine kleine Grube war fertig. Darein senkte er des Pflänzchens Wurzel, bedeckte sie ringsum mit dem ausgehobenen Erdreich und drückte es behutsam an. Dann schritt er weiter, aber seines gütigen Herzens warme Regung blieb wie ein heimlicher Segen über dem Ort seiner helfenden Tat.

Und prangend kam der junge Tag herauf, und der Tau des Morgens labte das dem Verschmachten nahe Gewächs. Würzig und klar drang reine Luft in alle Poren seiner Blätter, und segnend liegt nun die helle Morgensonne auf ihm und ruft es zu neuem, wahrem Leben.

Dennoch kann es sich nicht zu voller Pracht, zu echter Daseinsfreude entfalten. Zu tief sitzt noch in allen Zellen das fremde Gift. Ganz langsam erst und nur zögernd streckt es ein Würzelfäserchen ums andere vor; ängstlich prüft es die Bekömmlichkeit der neuen Atemluft, und scheu nur erprobt es das neue Licht. Und immer noch, immer noch senkt sein Stengel matt das Köpfchen, und schlaff liegen die Blätter auf der Erde. Denn da, wo es herkam, hatte jedes Pflänzchen seinen Stab, der es stützte, und kein auch noch so leiser Wind drohte zu knicken, was nicht aus eigener Kraft stand — und bruchfest war.

Aber uraltes Erberinnern lebt in seinen Zellen. Die erkennen zuerst, wie doch eigentlich erst jetzt, auf der ihnen und dem ganzen Kräutlein wirklich gemäßen, natürlichen Grundlage, ein wahrhaftes Leben möglich ist. Und schon beginnen sie nach und nach, und immer rascher und gründlicher, die Fremdstoffe auszuscheiden, die sich aus der Fremdnahrung, aus der giftigen Treibhausluft und unter dem verwirrenden Einfluß einseitig gefärbten Lichtes in ihrem Innern abgelagert. Kräftiger reckt sich das Stämmchen zur lieben Sonne, neubelebt heben die Blattstiele die in immer frischerem Grün prangenden Blattspreiten empor: aus langem, ungesundem Fieberschlummer ist nun endlich der Pflanze Seele erwacht; und siehe, nun hebt sie ihr Haupt, und aus der einst so schlaffen, demütig nickenden Knospe bricht beseligt die Blüte und grüßt das Licht der Sonne, in dem sie gesunden durfte. Und die Winde kommen und spielen mit ihr, und sie machen den Stengel zäh und geschmeidig, daß er auch Stürmen ruhig zu trotzen vermag, ohne des Stabes früher für unentbehrlich gehaltener stützender Hilfe zu bedürfen.

Ist nicht auch unseres Deutschen Volkes Seele dieser Pflanze vergleichbar? Verbrecherische Gewalt hatte sie entwurzelt aus dem kräftig und artgemäß nährenden Waldboden heimischer Eigenart; schon die zarten Kinder wurden im Keim vergiftet mit der Fremdlehre von der Erbsündigkeit und der ewigen Verdammnis, aus der nur göttliche Gnade retten könne, und die nur durch eines Unschuldigen qualvollen Tod und durch irdischer und „himmlischer" Mittler Fürbitte abwendbar sei. Schließlich hatten es die Priester erreicht, daß die Menschen nicht mehr an ihrer angeborenen Bosheit und Sündigkeit zweifelten und geradezu erlösunghungrig geworden waren; und sie lernten die Knie beugen und die Blicke senken und die Hände falten und jedem Übel sich widerstandslos überliefern, in ständiger Angst vor seiner Vergeltung ihrer Sünden in einem Jenseits nach dem Tode, gepeitscht auch von der Furcht vor dem Tode selbst, der ihnen nicht friedvolle Heimkehr in der Erde heiligen Mutterschoß war, wie den Ahnen, sondern sie als ihrer Sünden Sold schreckte.

Aufrecht und stolz hatten sich die Ahnen zu ihrem Recht und Unrecht bekannt, und, wo sie wirklich gefrevelt, sich reinigender Sühne tapfer und willig dargeboten. Und winselnd und mit krummen Rücken knieten die Enkel vor dem fremden Gott und bettelten mit gerungenen Händen um Gnade, um Erlaß der Strafe, die sie für eingebildete, ihnen nur eingeredete Sünden doch verdient zu haben glauben mußten. Und selbst wo sie einer solchen Gottheit danken zu müssen glaubten, lagen sie vor ihr im Staube und wagten nicht, ihre Gesichter, die schon lange nicht mehr der Sonne Leuchten vertrugen, zu ihr zu erheben — da, wo einst, hochauf zum Sonnenlichte gereckt, der Ahnen dankbare Freude jauchzend die Arme gebreitet!

Und wie den Enkeln das Wissen um des Sterbenmüssens tiefsten Sinn verloren gegangen war, so wußten sie auch nicht mehr um den wahren Sinn des Leides. Leid sei, so hatten es die Priester gelehrt, die vom göttlichen Zorn über der Menschen Sündigkeit verhängte Strafe oder doch ein Mittel zur Prüfung und Läuterung der Seele, zu ihrer Reifung für eine ewige Seligkeit nach dem Tode in einem von Psalmen und Halleluja singenden Engeln und „Erlösten" bevölkerten Himmel jenseits der Wolken, ja noch „über den Sternen". Davon aber, daß Leid eine Aufgabe ist, an der wir unsere Kraft zu erproben und zu stählen haben und an der wir wachsen sollen, um in allen Kämpfen des Lebens immer ehrenvoller bestehen und uns bewähren zu können, wie es unsrer Ahnen stolze Art gewesen, wußten die Deutschen Menschen nichts mehr. Kraftlos und feige flüchteten sie sich in die Mantelfalten des neuen „Gottes" und flehten zu einem „Heiland", der ihnen helfe.

Wenn aber wirklich einmal die alte Edelart in einem von ihnen die Fesseln sprengte und er sich freimachte von dem Wuste verlogener Fremdlehren, da verhüllten sie ihre Häupter in stummem Entsetzen oder sie reckten fluchend die Fäuste wider den Frevler, befleckten wohl gar ihre Hände mit seinem edlen Blute — nicht ahnend, daß ihr Fluchen und ihre Mordtat selbst die furchtbarste Gotteslästerung ihres Besten und Edelsten war, das einst die Ahnen zu Helden gemacht, tüchtig zum Leben und tapfer zum Sterben.

Auch unsere Zeit sah eine Anzahl dieser Deutschen. Aber zu tief waren sie in alten Formen verstrickt, als daß sie hätten erkennen können, daß es nicht genügte zu wirklich blutsgemäßer Erneuerung, neuen Geist in nur wenig veränderte alte Formen zu pressen. Zudem fehlte ihrem an sich reinen Wollen nur zu oft das klare Ziel. In frommer, von ihnen für germanisch gehaltener Mystik verehrten die einen die Gottheit, mit unfruchtbaren philosophischen Spekulationen suchten die andern ihr zu dienen. Beiden Arten aber fehlte das Wichtigste: klares Erkennen und der klare, feste Wille zum zielbewußten Hineintragen ihrer Gedanken ins g a n z e Volk als Grundlage für die Schaffung e i n e s einigen, auf gemeinsamer, fester Grundlage stehenden Volksganzen und die Fähigkeit, unter Zurücksetzung ihrer Person und unter Verzicht auf ihnen zum Dogma gewordene Lieblingsgedanken zu einem festen Zusammenschluß ihrer Bünde zu gelangen, der als Vorbereitung für das Endziel unerläßlich war. Schließlich fehlte ihnen auch der Resonanzboden für solche Bemühungen, wie ihn nur ein beim ganzen Volke angesehener Name geben kann. Da mußte schon ein Mann aufstehen, dessen klarer Blick, lautere Gesinnung und fester Wille den Erfolg des Kampfes für ein artgemäßes Deutsches Gotterleben von vornherein verbürgten.

Es war kein Zufall, daß ausgerechnet der größte Feldherr seit Friedrichs des Einzigen Tagen das, was für des Volkes Seelenrettung fehlte, in genialer Klarheit in der Gotterkenntnis von Frau Dr. Mathilde v. Kemnitz fand, in gemeinsamer Arbeit mit ihr ausgestaltete und mit ihr, seiner nachmaligen Gattin, für diese neue, bisher in ihrer zu Herzen gehenden und zum Verstande sprechenden Klarheit und Unwiderleglichkeit unerhörte Deutsche Gotterkenntnis auf den Plan trat. Wohl war die Gegenwirkung stark, aber auch auf diesem Gebiete wußte er zu siegen. Sein Kampfgefährte war gerade das seit vielen Jahrhunderten mißhandelte Deutsche Blut, das den Schlachtruf der Freiheit vernommen hatte und durch ihn aus seinem Barbarossaschlaf erwacht war. Und hatten die deutschgläubigen Bünde die Zerrissenheit unseres Volkes, das an seiner Zerklüftung in mehrere christliche Konfessionen schon mehr als ausreichend zu tragen hatte, nur in verhängnisvollem Ausmaße verschlimmert, so war nun endlich der Boden geschaffen, auf den alle Deutschen sich stellen können in wahrer und durch nichts mehr zu erschütternder Volksgemeinschaft. Daran kann selbst Erich Ludendorffs für uns alle viel zu früher Tod nichts mehr ändern!

Und nun ist die Nacht versunken vor dem Leuchten eines neuen Morgens. Vergebens kämpfen noch die überstaatlichen Mächte gegen das Licht der Erkenntnis der Wahrheit; leuchtend steigt die Sonne empor, und ein frischer Morgenwind verscheucht die Nebelschwaden überlebter Dumpfheit; krächzend ziehen der Krähen unheilstiftende Schwärme von dannen; jauchzender Vogelsang erfüllt die reinere Luft; die Blumen blühen und duften doppelt schön und feierlich rauschen die alten Eichen.

Nun liegt in heiliger Deutscher Erde des Deutschen Volkes großer Sohn Erich Ludendorff, der Große, Unvergeßliche! Deutschland aber ist auferstanden!

Die Borgia

Von Johannes Scherr

„Ich bin Papst, Pontifex, Statthalter Gottes!" jubilierte im Morgengrauen vom 11. August 1492 der Kardinal Don Rodrigo Borgia, als im Konklave der Kardinal-Skrutinator verkündigt hatte, daß der Name Borgia siegreich aus dem Wahlkelche hervorgegangen sei.

„Also nimmst du die Wahl zum höchsten Priester an?" fragte der Dekan des heiligen Kollegiums den Gewählten.

„Accepto. Ich bin Papst, ich bin der Vikar Christi! Bringt mir den Fischerring, Stola und Dalmatika."

Und wieder der Kardinaldekan: „Heiliger Vater, welchen Namen will deine Heiligkeit tragen?"

„Alexander."

„Alexander, des Namens der Sechste, wir grüßen dich und huldigen dir." Während der neue „Statthalter Gottes" mit dem päpstlichen Gewande bekleidet wurde, brach man die vermauerte Balkonfenstertüre auf und unter Vortragung des Kreuzes erschien der Papst auf dem Altan, um sich dem Volke zu zeigen, das die Glocke des Kapitols herbeigerufen hatte. Dann zog das heilige Kollegium in Prozession in den Sankt Peter hinab, allwo Alexander der Sechste auf den über dem Hauptaltar errichteten Thron erhoben und gesetzt wurde. Das Volk, welches die Räume der Apostelkirche füllte, jauchzte dem Inthronisierten zu, wie es jeder neuen Macht zuzujauchzen pflegt.

Der heilige Geist, welcher bekanntlich die Päpstewahlen leitet, hatte sich diesmal in einer Gestalt geoffenbart, welche in Rom keineswegs eine neue war, nämlich in einer goldenen. In diesem Rom, allwo schon zur Zeit Jugurthas alles feil gewesen, später dann Imperatorenszepter und noch später Pontifextiaren in mehr oder minder öffentlicher Auktion erstanden worden waren, galt nur das Geld. Rodrigo Borgia hatte auf den „Stuhl Petri" am meisten zu bieten vermocht und folglich war ihm derselbe zugeschlagen worden. Wahlen kosteten und kosten viel zu allen Zeiten — man denke nur an die englischen Parlamentswahlen! — und es war daher nur billig, daß Päpstewahlen im Preistarif hoch angesetzt waren. Das Papstgeschäft ist ja zur Zeit des sechsten Alexanders ohne Frage das rentabelste auf Erden gewesen. Selbst der Sultan konnte kaum mit dem Vikar Christi konkurrieren. Aus dem „Felsen Petri", d. h. aus dem Wahnglauben der Völker, waren unendliche Ströme, nicht von Wasser, aber von Gold und Silber zu schlagen. Die Himmelsschlüssel, welche der Statthalter Gottes handhabte, waren mehr als der Stab Mosis, sie waren die Übersetzung des Märchens von Fortunati Säckel und Wünschhütlein in die Wirklichkeit. Ja, dazumal gab es einen „Zauberer von Rom".

Don Rodrigo Borgia war ein Mann, der zu rechnen verstand. Er wußte, daß der Stuhl Petri die beste Kapitalanlage vorstellte. Er war daher zu Ihren Eminenzen, den Herren Kardinälen, gekommen, wie weiland Zeus zur Danae kam, goldregnend. Seine Dukaten erwiesen sich als von so unwiderstehlicher Beredsamkeit, daß sie sogar aus zwei Konkurrenten, den Kardinälen Sforza und Orsini, zwei dienstbeflissene Makler machten. Von den 23 kardinalischen Wahlmännern waren nur fünf so hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, verstanden nur fünf vom Handel und Wandel, von Angebot und Nachfrage so wenig, daß sie sich weigerten, mit der Firma Borgia ein Geschäft zu machen. Es gibt eben zu allen Zeiten wunderliche Käuze, Narren auf Tugendstelzen sozusagen, welche unpraktisch genug sind, besser sein zu wollen als ihre Zeitgenossen.

Die spanische Firma Borgia*, wie die Italiener, oder Borja, wie die Spanier schrieben, waren übrigens auf dem „Platze" Rom schon seit längerer Zeit fest und breit begründet. Es ist auch im Jahre 1492 nicht zum erstenmal geschehen, daß sie in Tiaren spekulierte. Sie hatte Erfahrung im Geschäft und wußte, wie es zu machen wäre. Für den Begründer des Hauses, in dessen geschäftlicher Bedeutung ist jener zu Xativa bei Valencia 1378 geborene Alfonso Borja anzusehen, welcher als Geheimschreiber Alfonsos von Aragon mit diesem aus Spanien nach Italien herüberkam. Als sein Dienstherr und Gönner König von Neapel geworden, wurde Borja Bischof von Valencia und zur Belohnung für den Fanatismus, womit er gegen jede Reformregung in der Kirche anging, im Jahre 1444 Kardinal. Keine seiner Miteminenzen eiferte heftiger als er gegen die schüchternreformistischen Anläufe, welche das Konzil von Basel gemacht hatte, und darum war es ganz in der Ordnung, daß er 1455 als Kalixt der

* Hebräisch: Porges = Erkaufter.

Dritte auf den Stuhl Petri erhoben wurde.

Der Papst zog seine zahlreiche spanische Sippschaft nach Rom, wie denn zu dieser Zeit überhaupt die Hispanisierung Italiens anhob, ein Beginnen, welches mit dem dazumaligen Aufsteigen Spaniens zu einer Großmacht zusammenfiel und im Kausalzusammenhang stand. Dasselbe Jahr 1492, welches den Neffen Kalixts des Dritten zum „Vikar Christi" machte, sah den Sieg des unter den „katholischen Königen" Ferdinand und Isabella vereinheitlichten Spaniens über Granada, das letzte morische Reich auf spanischem Boden, und wenige Monate darauf signalisierte der in der Morgendämmerung des 12. Oktobers vom Bord der „Pinta" erschallende Ruf „Tierra! Tierra!", daß die zweite Halbkugel der Erde wiedergefunden und Spanien berufen sei, über unermeßliche Länderstrecken jenseits des Atlantischen Ozeans zu gebieten.

Papst Kalixt sah mit besonderer Gunst die Kinder seiner Schwester Isabella an, welche mit dem valencianischen Hidalgo Jofred Lanzol verheiratet war. Ihre beiden Söhne Pedro Luis und Rodrigo nahm der heilige Vater an Kindesstatt an und ließ sie den Namen Lanzol mit dem Namen Borgia vertauschen. Den Pedro Luis machte er zum Stadtpräfekten von Rom, zum Bannerherrn und General der Kirche, zum Herzog von Spoleto und zum päpstlichen Vikar in Terracina und Benevent. Auch der um ein Jahre jüngere Rodrigo kam nicht zu kurz. Dem erst Fünfundzwanzigjährigen setzte der Oheim den Kardinalshut auf im Jahre 1456 und zwölf Monate später gab er ihm eins der höchsten und einträglichsten Ämter in der römischen Hierarchie, die Vizekanzlerschaft der Kirche. In dieser Stellung hatte Seine Eminenz Don Rodrigo vollauf Gelegenheit, die Schätze aufzuhäufen, mittels welcher er später sein großes Bestechungsgeschäft zu machen vermochte. Der zu Ende des Jahres 1458 erfolgte Tod seines kinderlosen Bruders Pedro Luis mehrte die Reichtümer des Kardinals höchst beträchtlich und der schon etliche Monate früher eingetretene Hingang des päpstlichen Oheims tat seiner Stellung und Bedeutung keinen Abbruch. Er wußte sich unter den vier aufeinander folgenden Pontifikaten von Pius dem Zweiten, Paul dem Zweiten, Sixtus dem Vierten und Innocenz dem Achten in seinen Würden zu behaupten, ohne diese Würden irgenwie zu Bürden werden zu lassen. Don Rodrigo nahm den **Kardinalpurpur auf die leichte Achsel** und verstand selbigen so recht cavalièrement zu tragen. Burschikos sogar, also, daß deutsche Studenten ihn mit Fug ein „fideles Haus", einen „forschen" Kardinal genannt haben würden. Pius der Zweite freilich sah die Aufführung des Vizekanzlers der römischen Kurie mit etwas anderen Augen an. Beweis hierfür der Brief, welchen der Papst am 11. Juni von 1460 an Don Rodrigo richtete, weil eine Orgie, die der Herr Kardinal im üppigen Siena in den Gärten des Messer Giovanni de Bichis mit einer Schar junger Mädchen und Frauen gefeiert hatte, ungewöhnlich viel zu reden gegeben. Es sei doch zu arg — meinte der Heilige Vater —, daß ein Mann, welcher „das Bistum von Valencia, das erste in Spanien, innehat, welcher auch Vizekanzler der Kirche ist und mit uns, dem Papst, im Kardinälekollegium sitzt, es nicht für unschicklich halte, Frauenzimmern zu schmeicheln, Früchte und Wein derjenigen zu senden, die er liebe, und den ganzen Tag über nach nichts zu trachten als nach jeder Art von Wollust." Schließlich sprach Pius die Hoffnung aus, daß der neunundzwanzigjährige Wüstling von Kardinal mit den Jahren zur Vernunft kommen und sich bessern werde.

Aber das milde Mahnwort des Papstes verfing nicht. Wie konnte es auch verfangen bei einem Menschen, dessen eigenstes Wesen eine ins Quadrat erhobene Sinnlichkeit war? Bei einem Menschen, welcher die zügellose Hingabe an seine Begierden für sein gutes Recht, ja sogar für eine aus seiner Natur fließende Pflicht ansah? Wir müssen beim Anblick einer solchen Erscheinung wohl beachten, daß die Richtung der Renaissance, wenigstens bei den romanischen Völkern und unter diesen wieder ganz namentlich bei dem italischen, dahin ging, den Anspruch der Persönlichkeit, sich ihrem Wesen gemäß schrankenlos zu entfalten, über alles zu stellen, über Recht und Sitte, kirchliche Gebote und staatliche Gesetze. Das Gewissen war diesen absoluten Genußmenschen und Bösewichten die unbekannte mathematische Größe, welche zu suchen ihnen nicht entfernt in den Sinn kam. Sie gingen mit der Sünde zu Bett und standen mit dem Frevel auf, als ob es gar nicht anders sein könnte. Und dabei waren diese neuen Heiden, welche die Zeiten Caligulas Neros und Elagabals erneuten, sehr orthodox-katholisch, sehr kirchlich-fromm, d. h. sie machten mit Anstand und Grazie das ganze Zeremoniell eines Kultus mit, dessen ethischer **Kern abgestorben war und welcher nur**

noch aus einer sinnlich-pomphaften Hülle bestand, welche trotz ihrer künstlerischen Gestaltung auf wahrhaft fromme Gemüter abstoßend wirken mußte. Es hat niemals frechere Gotteslästerer gegeben als diese Hierarchen, welche mit Händen, welche soeben noch den Meuchlerdolch oder die Giftphiole gehandhabt hatten, in der Messe die Hostie zur „Wandlung" erhoben, und niemals wurde eine satanischere Satire ausgeheckt, als wenn Papst Alexander der Sechste seine ehebrecherische Buhlin Julia Orsini-Farnese durch seinen Hofmaler Pinturicchio als jungfräuliche Himmelskönigin, als Muttergottes malen ließ. Zu einer ruchloseren Schändlichkeit hat wohl die Kunst nie ihre helfende Hand geboten. Überhaupt sorgten die Herren und Damen der Renaissance eifrigst dafür, durch ihren ganzen Wandel zu dem traurigen Texte, daß Wissensdünkel und Kunstfexerei die Menschen keineswegs besser und edler machen, eine ebenso furchtbare als unwidersprechliche Glosse zu liefern. Eine verderbtere Gesellschaft ist undenkbar. Sie bewegte sich auch, selbstverständlich in den tollsten Widersprüchen. Zur selbigen Zeit, wo das „Heilige Offiz" jede Auflehnung gegen den Druck hierarchischer Tyrannei im Rauche der Scheiterhaufen zu ersticken trachtete, schrieb Machiavelli seine „Mandragola" und Aretino seine „Cortegiana", in welchen mit Beifall überschütteten Komödien die christliche Moral und der christliche Kult in ausgelassenster Weise verhöhnt wurden. Man kann wohl sagen, die Herren und Damen der italischen Renaissance machten sich in ihrer Üppigkeit gar nichts daraus, mit dem Höllenfeuer, womit der Kirchenglaube sie bedrohte, so leichtfertig zu spielen, als wären seine Flammen lauter Rosen.

Hierin, wie überhaupt in aller Mißachtung dessen, was heilig sein sollte unter Menschen, gingen häufig genug gerade die Spitzen der Klerisei den Laien mit schlechtem und schlechtestem Beispiele voran. Aber diese Beispielgebung auf den Gipfel der Schamlosigkeit zu erheben, war dem Rodrigo Borgia vorbehalten.

Es ist doch eigen, wie das spanische Amalgam von Fanatismus, Wollust und Grausamkeit im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in die geschichtliche Erscheinung trat. Da haben die Torquemada und Arbues die fürchterliche Maschine der spanischen Inquisition konstruiert und in Gang gesetzt, da hat der Mönch Tirso de Molina (Gabriel Tellez) in seinem herrlichen Trauerspiel „El burlador de Sevilla" den Don-Juan-Typus dichterisch geschaffen, da ist Rodrigo Borgia auf den Stuhl Petri gelangt. Der Mann war von Haus aus weit mehr Don Juan als Torquemada. Eine stattliche, ja majestätische Persönlichkeit, von unverwüstlicher Gesundheit und unerschöpflicher Kraft, eine hohe Gestalt, ein Antlitz von edlem Schnitt und blühender Farbe, feuerwerfende Schwarzaugen, ein vollippig sinnlicher Mund, eine klangvolle Stimme, ganz Anmut und Einschmeichelung in Haltung, Gebärde und Rede, immer sorglos, heiter und genußfroh, kurz, der richtige Don Juan im Kardinalspurpur und später im Papstornat, ein „burlador", welcher, wie einer seiner Zeitgenossen und Beobachter, Gasparo der Veroneser, von ihm sagte: „alle schönen Frauen in fast wunderbarer Weise zur Liebe aufregte und an sich zog, wie der Magnet das Eisen anzieht." Ein Fanatiker war er nicht. Er spielte auch nur den Fanatiker, wann es seine Papstrolle gelegentlich mit sich brachte. Er mordete keineswegs aus Glaubenswut, sondern nur aus dynastisch-politischen und finanziellen Gründen. Das sprichwörtlich gewordene „Gift der Borgia" — ein weißes Pulver von „angenehmem Geschmack" — war so

Alexander VI. nach Pinturichio

recht ein „Erbschaftspulver“, d. i. ein Mittel der Beerbung, und ein Hauptwerkzeug der Borgia-Politik. Ähnliche mörderische Apotheken gab es übrigens in den meisten italischen Fürsten- und Signorien-Palästen damaliger Zeit, allwo Menschenleben eine spottbillige Ware gewesen sind. Das „Gift der Borgia“ gewann nur darum einen so besonders üblen Ruf, weil es im Vatikan gekocht und vom Stuhl Petri herab verschrieben wurde. Selbst den Menschen von dazumal, welche doch an alle Scheußlichkeiten der „welschen Praktik“ gewöhnt waren, erweckte die Giftphiole in der Hand des „Statthalters Gottes auf Erden“ ein gewisses Unbehagen. Diese Karikatur des Heiligsten war doch auch gar zu verzerrt.

Eine junge Römerin, wie es scheint, aus einem Hause des römischen Lumpenadels von damals, Vanozza de Cateneis, hatte um 1469 den Don-Juan-Kardinal ebenfalls unwiderstehlich gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Stellen-Gesuche

Kaufmann

der englischen und schwedischen Sprache kündig, mit besond. Erfahrungen in der Kohlenbranche, 37 J., verh., sucht Stellung, die ihm Aussicht auf Vorwärtskommen bietet. Genaue Kenntn. d. zivilen Gerichtswesens. Referenzen können jederzeit gestellt werden. Z. Z. in ungekünd. Stellung. Ang. unt. **188** an Ludendorff-Buchhdlg., Essen, Hindenburgstr. 14.

Junger Mann (L. V.), 33 J., verh., 3 Kinder, sucht

Beschäftigung in Hamburg

irgendw. Art. Gel. Bäcker, beherrscht Englisch, versteht Kontorarbeit. Zuverlässig u. fleißig. Gefl. Zuschriften unter **1938** an Ludendorff-Buchhandlung, Hamburg 1, Rathausstr. 9—11.

Suche f. m. 18j. Tochter, Lyzeum, 1 J. Haustöchterschule, 2 J. städt. Handelssch., etw. Kenntn. i. Kochen u. Nähen, kinderlb., Aufnahme als

Haustochter

(Pflichtjahr) z. grdl. Erlerng. d. Haush. u. d. Küche in gut. Hause, wo Mädch. verh. Fam.-Anschl. u. Tascheng. erw. **Frau Horn, Nürnberg, Dutzendteichstr. 23.**

Kunstgewerblerin

25 J., sucht mögl. bald Stelle in ein. Handarbeitsgeschäft. Angeb. unt. **G. E. 518 an den Verlag.**

30jähr. Deutschgottgl. sucht Stelle als

Verkäuferin

der Lebensmittelbr. Ang., mit fr. Stat. bevorzugt, unt. **E. A. 514 a. d. Verl.**

Staatl. gepr.

Kinderg. u. Hortnerin

24 J., erf. i. Haushalt, sucht Wirkungskreis, a. lbst. a. gr. Gut. Ang. m. Gehaltsang. **postlag. Helge, Nürnberg, Postamt 11.**

Junger Berliner

Bäckergeselle

(Süddeutscher), Dtsch. Gotterkenntn. (L.), sucht Stellung in Brot- u. Feinbäckerei Süddeutschl. od. Thüring. Ang. unt. **M. H. 513** a. d. Verlag.

Anzeigenschluß

für Folge 6 ist auf den 10. 6. gelegt. Anzeigen, die bis zu diesem Termin nicht eingesandt u. bezahlt sind, können in Folge 6 nicht mehr berücksichtigt werden.

Suche z. 1. 10. od. später Stellung als

Wirtschaftsleiterin

(Anfangsst.). Staatsprüf., 8 J. prakt. Erf. i. Privath., 6 Mte. Wirtschaftprakt. i. Krankenh. Beste Zeugn. u. Empf., Dtsche Gotterk. L. Evtl. Beteiligung a. entspr. Unternehmen. Angeb. unt. **H. J.** 5039 an Ludendorff-Buchhandlg., Breslau, Am Rathaus 20/21.

Stellen-Angebote

Ich suche für sofort oder später einen jüngeren, freundlichen und umsichtigen

Verkäufer

der seiner Arbeitsdienst- u. Militärpflicht genügt hat. Erwünscht ist: Gewandt. **Um**gehen m. jed. Kundschaft, Buchführungskenntn., Dekorieren d. Schaufenster. Ang. unter Beifüg. eines Lichtbildes u. Gehaltsforderung an **Hans Lehmann, Fachgeschäft für Tapeten, Linoleum, Farben, Lacke, Salzwedel, Burgstraße 41.**

Ges. wird f. Landhaushalt im Südschwarzwald jung., zuverlässiges

Mädchen

f. Haus u. Garten u. Mith. in Nutriafarm. Sippenanschl. u. Fahrtvergütung. Ang. m. Lichtbild, Zeugn. u. Anspr. u. **B. R. 516 a. d. Verl.**

Zu sofort od. 1. 7. suchen wir eine ältere, im Kochen sowie in all. Hausarbeiten erfahrene

Hausgehilfin

gegen guten Lohn. (Größ. Landort i. d. Altmark.) Ang. unter **P. G. 511** an den Verlag.

Dentist

als treuer Mitarbeiter gesucht. Muß erstkl. Metalltechniker u. Keramiker sein. Da keine Kinder, kann spät. Teilhaberschaft u. übernahme ohne Kapitaleinl. erfolgen. Ausführl. Angaben d. Ausbildung, Zeugnisse, Bild, wann Antritt, ob D. Gotterkenntn. unt. **„Ehrhaft, seßhaft" 505** an den Verlag.

Auf landschaftl. schön gel. Anwesen m. gr. Angorakan.-Zucht wird

tüchtige Kraft

f. 2-Pers.-Haush. u. z. Mithilfe b. d. Tierpflege f. sof. od. spät. ges. Dgttgl. bevorz. Alter Nebensache. Auf Wunsch Fam.-Anschl. Angeb unt. **Schließfach 24, Fürstenfeldbruck vor München.**

Erste Friseuse

in sehr gute Dauerstellung in deutschgottgl. Haus gesucht. **Herm. Hausmann, Pößneck (Thür.).**

Suche für sof. freundl., jüng.

Mädchen

als Hilfe d. Hausfrau. Erlern. d. Landwirtsch. mögl. Gut. Gehalt n. übereink. Desgl. einen

Gehilfen

der ein Gespann übernimmt u. durch will. Mitarb. Dtsche. Volkserhaltg. sicherstellen will. Wo finde ich led. **Melker**, d. mit Liebe z. Beruf mein. Stall (15—20 Kühe u. entspr. Jungvieh) bei wirtsch.-eig. Futter auf gesund. Zustand u. ges. Leistung erhält? Frdl. Lebensart, f. Dauerstellg. sehr erw. **Bauer G. Twiefel, Bleckwedel b. Visselhövede, Rotenburg (Hann.).**

Inhaber eines seit Jahrzehnt. best., finanz. gesund. Manufakturw.-Gesch., Industrieort Mitteldeutschl., ca. 14 000 Einw., sucht jungen befähigten

Verkäufer und Dekorateur

mit ca. 15 Mille Kapitaleinl. als Teilh. aufzunehmen zum weit. Ausbau des Geschäftes und kollegialer Mitarbeit, volles gegens. Vertrauen, wie sich aus Lebensführung nach D. Gotterk. ergibt. Nach einig. Jahren allein. übern. d. Gesch. geboten. Ferner eine 1. u. eine jüng.

Verkäuferin

ges., beide im Dek. mittelgr. Fenster firm. Ang. m. Bild, Zeugnisabschr., Gehaltsanspr. unt. **B. M. 509** a. d. Verlag.

Für Mühle m. Landwirtschaft (Pom.) w.

Deutsches Mädchen

od. alleinsteh. Frau (Gotterk. Lud.) fürs Büro gesucht. Erwünscht ist Stenogr., Schreibmaschine, Buchhaltungskenntnisse. Vielseit. interessanter Betrieb. Wer mit reg. Interesse und ernst. Willen sich selbständ. Existenz schaffen will, hier ist Möglichkeit gegeben. Zeugn. u. Lebensl. erbeten an **Kurt Reinke, Stargard i. Pom.**, Radestr. 16.

Suche für 40 St. Zuchtvieh (ungef. 25 Kühe u. 15 St. Jungvieh) unbedingt zuverlässiges, vertrauenswürdiges

Melkerehepaar

für Dauerstelle. Erfahr. auch im Weidebetrieb u. selbst., verantwortungfreud. Arbeiten erford. Ang. m. Zeugnisabschr. an **Hugo Stahn, Meschenbach b. Koburg.**

Suche zum 15. 6. oder früher für Geschäftshaushalt (Tapeten-Linoleum) eine zuverlässige, tüchtige

Hausgehilfin

Frau Bader, Zella-Mehlis, Louis-Anschütz-Straße 35.

Suche f. m. landw. Haushalt jg., kdlb.

Mädchen

evtl. zur Erlernung d. Haushalts (Pflichtjahr). Familienanschl. u. gut. Gehalt od. Taschengeld. **Frau Petra Petersen, Hülltoft, Neukirchen/Schlesw.**

In Kinderpflege und Haushalt

bewandertes Fräulein zu 2 Kindern (2½ u. 1½ Jahre) für sofort gesucht. (Mädchen vorh.) Bewerbungen mit handgeschr. Lebenslauf, Photo und Zeugn. unt. A. B. 338 an Hermann Ruetz jr., Anzeigenmittler, Stuttgart-Degerloch, Meistersingerstr. 24 B.

Suche zum 15. 6. od. später ein einfaches, junges

Mädchen

für landw. Haushalt, das gewillt ist, mit der Hausfrau sämtl. Arbeiten zu verrichten bei Sippenanschl. u. gutem Gehalt. **W. Petersen, Klaustorf b. Ostseebad Heiligenhafen i. Holst.**

Zum 1. 7. oder 1. 10. bestempf.

Melkermeister

für zirka 80 Milchkühe u. entspr. Jungvieh gesucht. **Bade, Kambs über Bützow/Meckl.**

Hausgehilfin

zum 1. 8. gesucht. Gehalt nach Zeugnissen u. Leistung. Angebote bis zum 25. 6. an Frau **Dr. Klemmt, Berlin W 15,** Duisburger Straße 9.

Hals-, Nasen-, Ohrenarzt i. Osten Berlins sucht

Sprechstundenhilfe

erfahr. i. Schreibmaschine, Kassenabrechn. u. Bedienung elektr. Apparate. Außerdem

Hausangestellte

Angeb. unt. **H. S. 13** an Ludendorff-Buchhdlg., Berlin N 54, Schönhauser Allee 177.

Für mein städt. gef. Landhaus i. Mainfranken suche ich z. 1. od. 15. 6. einen jüng., kräft., ges., m. all. Arb. eines g. gef. Hauses vertrauten

Diener

der schon ähnl. Posten bekl. (Küche, Hausarb., Garten- u. Wagenpflege). Evtl. Deutsch-Österr. Angeb. mit Lebenslauf, Gehaltsanspr. u. Lichtb. unt. **K. P. 517** an den Verlag.

Ged.-Austausch (männl.)

Norddeutscher

Deutsche Gotterkenntnis (L.), z. Z. in Berlin, wünscht pers. Ged.-Austausch m. idealges., aufrecht., naturl. Deutschem Mädel bis 26 J., Deutsche Gotterk. (L.). Zuschr. u. **Nr. 7** an Ludendorffs Verlag, Zweigst. Berlin W 8, Friedrichstr. 75.

19jähriger

wünscht Ged.-Aust. mit Mädel. Zuschr. unter **23** an Ludendorff-Buchhandlung, Magdeburg, Himmelreichstr. 19.

Ingenieur

naturl., wünscht mögl. persönl. (aufrichtigen) Gedankenaustausch mit häusl., natürl., bl., frohem Mädel bis 27 J. Zuschriften unter **Anhalt 523** an den Verlag.

Deutscher

Lehrer

(Sachsen), Ende 40, wünscht Gedankenaustausch mit kerndeutschem Mädel. Zuschriften unter **H. W. 522** an den Verlag.

Gärtnereibesitzer

Mitte 30, sucht persönl. Ged.-Austausch mit großem, bl., naturlieb. Mädchen aus ges. Familie, mögl. v. Lande, bis 25 J., wenn mögl. Thür. od. Umgeb. Zuschr. unt. **K. R. 510** a. d. Verlag.

Angestellter

34 J., bl., D. Gotterk. (L.), wünscht Ged.-Austausch mit bl. Mädel (Urlaub im Ernting). Zuschr. u. **G. H. 506** an den Verlag.

Ged.-Austausch (weibl.)

Gedanken-Austausch u. gemeinsames Naturerleben (Harz, Schwarzw., Alpen) im Ernting wünscht aufrichtige, vielf. interess.

Süddeutsche

Enddreiß., mit wahrheitl., charakterfestem Deutschen bei getr. Kasse. Angeb. unter **F. L.** an **Ludendorff-Buchhandlung, Stuttgart, Zeppelinbau.**

Plötzl. vereinsamte, lebensfrohe
45jährige
in Deutscher Gotterk. leb. Deutsche sucht Ged.-Austausch mit Gesinnungsfr. Zuschr. unt. **P. G. 521** a. d. Verlag.

Norddeutsche
(D. Gotterk. Lud.), 33 J., berufstätig, sehr häusl., kunst-, natur- u. sportlieb., sucht Ged.-Austausch mit nur innerlich ernststreb., schicksalgereift., naturverb. Deutschen gl. Weltansch. bis 50 Jhr. Zuschr. u. **C. A. 503** a. d. Verlag.

Freie Deutsche
berufstätig, Anf. 40, D. Gotterk. Lud., wünscht Ged.-Austausch mit gebildetem Gesinnungsfreund. Zuschr. u. **B. H. 507** an den Verlag.

Freie Deutsche
Mitte 40, naturlb., wünscht Ged.-Aust. mit edlem freiem Deutschen entspr. Alters. Zuschr. unt. Nr. **U. N. 12** Ludendorffs Verlag, Zweigst. Berlin W 8, Friedrichstr. 75.

Norddeutschland
Dtsch. Mädel, 27 J., als Meisterin im Damenschneiderhandw. tät., wünscht durch briefl. Aussprache einen rechtschaff. u. arbeitsf. Deutschen kennenzulernen. Zuschr. u. **„Minne" 515** an den Verlag.

Welcher gebild.
freie Deutsche
von ungef. 36—42 Jhr. wünscht Ged.-Aust. m. gebild. naturverb. u. wanderfroher Norddeutschen aus gut. Sippe? Zuschrift. unt. **„Weser 501"** an den Verlag.

Norddeutsche
akad. geb., Naturw., gottgl., natur- u. sportlbd., f. geist. hochst. fr. Deutsch. i. A. v. 30—40 J. z. pers. Ged.-Aust. u. Wandern. Zuschr. unter **D. L.** an Ludendorff-Buchhdlg., Hamburg 1, Rathausstr. 9—11.

Schwester
geb., 46 J. (Gotterk. L.), wünscht Ged.-Aust. m. geb. Deutschen bis zu 60 J. Zuschr. unt. **Nr. 8** Ludendorffs Verlag, Zweigst. Berlin W 8, Friedrichstraße 75.

Förstertochter
24 J., Abitur, berufstätig, auf dem Lande Berlins leb., wünscht Gedanken-Austausch mit gebildetem, naturlb. Deutschen. Zuschr. unter **H. M. 520** an den Verlag.

Welch. geb. Deutsche, geist. rege, nat.- u. kunstlb., möchte m. ebensolcher frohges., freier, 50jähr.
Kurhessin
d. Ferien verleben? Getr. Kasse. Angebote unt. **W. J. 519** an den Verlag.

Hamburgerin,
Weltansch. D. Gotterk. (L.), wünscht Ged.-Austausch mit gleichgesinnt. Deutschen. Zuschr. unt. **F. H. 504** an den Verlag.

Mitkämpferin
Büroangest., Mitte 30, schaffensfr., gemütstief, heiter, philos. Interess., eins. leb., ersehnt Ged.-Aust. m. geistig über d. Durchschnitt steh. Gesinnungsfreund, gegebenenfalls gemeins. Berufstätigkeit. Zuschr. unt. **„Hochland" 512** a. d. Verlag.

Sippen-Anzeigen

Am 4. Ostermond 1938 wurde unsere 3. Tochter **Helga** geboren.
Margret Beck, geb. v. Schulz-Hausmann
Wilhelm Beck, Kapitänleutnant im Oberkommando der Kriegsmarine
Berlin-Babelsberg 2

Hilde Feustel
Helmut Drescher
Verlobte
Sundhausen/Tentleben
Wonnemond 1938

Herta Ruge
Heinrich Wohltorf
Verlobte
Stellau — Escheburg
Wonnemond 1938

Ingeborg Lührs
Archibald Gibsone
Hauptmann (E) und Adjutant
Verlobte
Hamburg-Blankenese — Oldenburg i/O.

Wir haben uns verlobt.
Inge Harms
Ewald Siegfried
Hamburg — Lübeck

Am 19. Wonnemonds 1938 entschlief am Schlaganfall mein heißgeliebter, guter Mann und treuer Lebenskamerad
Major a. D.
Eugen Fritsch
Ritter hoher Orden
im 72. Lebensjahr. Die Einäscherung hat am 23. 5. stattgefunden. Ich danke denen, die mir in diesen Tagen nahestanden. In unsagbarem Schmerz:
Frau Armgard Fritsch, geb. Strunz
Seestadt Rostock, Thünenstraße 5

Am 24. im Ostermond ist mein lieber Mann und Vater
Lorenz Friedrich Stemmer
nach kurzer schwerer Krankheit im Alter von fast 71 Jahren von uns gegangen. Sein Leben und Wirken in Deutscher Gotterkenntnis war uns Vorbild. Für die Gestaltung der Deutschen Totenfeier in Hamburg danken wir allen seinen Freunden und Mitkämpfern, die mit uns von ihm Abschied nahmen.
Hamburg, im Wonnemond 1938
Anna, verw. Stemmer
Heinrich Stemmer

Am 12. Wonnemonds starb infolge Herzschlages meine liebe Mutter
Frau
Martha Clasus-Kretzschmar
geb. 24. 9. 75 / gest. 12. 5. 38
Trotz schwerstem, jahrelangem Herzleiden wirkte sie unermüdlich im Sinne des Hauses Ludendorff. Dafür sei ihr gedankt. Gedankt sei auch den Freunden von Roßwein, Döbeln und Nossen sowie Herrn Karl Martin, Weinböhla, für die Beweise aufrichtiger Teilnahme bei ihrem Hinscheiden.
Kurt Kretzschmar und Braut
Roßwein/Sa., im Wonnemond 1938

Ferientage / Ruhe und Erholung im Bernauerhof in Bernau

bei **St. Blasien** / 950 m / Windgeschützt, sonnig, von Wald und Matten umgeben
Pensionspreis 4.50 *RM* / Prospekt dch. Besitz. **Sippe Menken**, Fernruf Bernau 11 / Jahresbetrieb

---

München! Fremdenheim Heberl

Vorzgl. saub. Zimmer m. Heiz. je Bett einschl. reichl. Frühst. 2.50 RM. **Ludwig Heberl**, D. Gotterk. (L.)
Landwehrstr. 47/II, Eingang Goethestr.
3 Min. vom Hauptbahnhof (Südausgg.).
Von Mitkämpfern bestens empfohlen.

München

5 Min. vom Hauptbahnhof (Südausgang), **Goethestraße 51/III** links, **Stichanner**, finden Sie schöne **2-Bett-Zimmer mit fließendem Wasser**. Telefon 5 15 74. Bettpreis **2.—** RM.

Schrödershof

(Besitzer: Dr. Schenk)
Erholung – Aufenthalt auf herrlich am Wasser gelegenem niedersächs Bauernhof. Tagespr. RM. 4.-, daselbst möbl. Zimmer u. Wohnung. **Lünzen** b. Schneverdingen (Lüneb. Heide) **Tel.:** Schneverd. 241.

Welches Mädel bis 23 J., sportliebend, möchte mit mir 14 Tage auf

Radfahrt

gehen? Bin Student (cand. chem.), wohne in Essen. Zuschr. unt. **U. R.** 508 a. d. Verlag.

München Goethe-Str. 26/II Pens. Scherff

schöne Zimmer m. Zentr.-Heizung, fließ. kalt. u. warm. Wasser / 3 Min. vom Hauptbhf. (Südausg.). Hausdiener am Südausg. / Bettpreis v. 2.50 RM. an. / Telephon 5 82 96. / Besitzer: Oskar Klett. / Schriftl. Anmeldung erw.

Erholung in Klingberg am Pönitzer See

Lüb. Bucht, 3 km von Ostsee, Buchenwald, beh. Wohnen, Zhzg., fl. Wass., 4.00—4.50, schönste Lage. **F. Marlie.**

Gesinnungfreunde finden in

Reit im Winkl

in der **Pension Edelweiß**
vorzügliche Aufnahme, behagliches Wohnen und erstklassige reichl. Verpflegung. Auskunft u. Prospekt **Geschw. Schramm, Reit im Winkl**, Tel. 60.

Privat-Zimmer München

4 Min. v. Hbf. (Nordbau)
Ederer, Gotterk. (L.) **Augustenstr. 5/II**
Vorzügl. saubere Daunenbetten 1.50 RM.
Kein Straßenlärm. 100% zufriedene Gäste
Beim Königl. Platz.

Sommeraufenthalt

in Deutsch-Österreich bei Gesinnungfreunden. **Gasthof zur Einöd, Morzg bei Salzburg.** Pensionspreis **5 RM. Näheres** durch Sippe **Retter.**

Born Darß

Herrl. bewald. Ostseehalbinsel (Naturschutzgebiet), bietet Gesinnungfreunden Aufenth. in **„Haus Frohsinn"**. Bett 75 Pf. **Emmi Thaden, „Haus Frohsinn", Born a. Darß.**

„Bayern, Tirol"
Jg. Ehepaar, Nat.-soz. (gold. Ehrenz.), dgttgl. (L.), sucht **Erholung** v. 3. bis 29. 7. f. 75 RM. m. Vollpens. pro Pers. Ang. unt. **Nr. 9** Ludendorff-Buchhdlg., Berlin, Friedrichstraße.

Sofort

Dauermieter

gesucht. 2 Zimmer, Küche, Bad, Keller. 50 RM. Vorortbahn südl. Berlin. Wald, Wasser. Ang. unter **A. G.** 323 an den Verlag.

Braunlage O. Harz Pensionshaus Scheibner

Zimmer mit Verpfl. 5.50 und 6.— RM.

Ich suche
Freizeitaufenthalt
für 4 Wochen (7. 7. bis 7. 8. 38) in sehr stillem Hause, abseits jeden „Betriebes". Angebote mit Preisangabe unt. **L. K. 525** an den Verlag.

Schwarzwaldbesucher
finden angenehme Ferientage im schönen Tonbachtale b. **G. Sackmann, Pension Waldheim**, Post u. Station Baiersbronn-Freudenstadt.

Neustadt - Südharz
Bahnst. Nordhausen und Ilfeld / Harzquerbahn
Erholungsheim Haus Kronberg
Zimmer m. gesundheitgem. **Verpfleg. RM. 4.50.**

Ostseebad Prerow
auf d. Halbinsel Darß, umgeb. v. d. gr. Naturschutzgeb. u. National-Wildpark, mit seinem herrl. breit. Strand bietet d. beste Erholung u. d. schönst. Ferienaufenth. Frdl. möbl. Zi. (Küchenben.). Mäßige Preise. M. **Kühl, Prerow/Darß, Adolf-Hitler-Platz.**

Prima handgewebte

Schlesische Leinenwaren

zu billigsten Preisen empfiehlt
Handweberei Otto Gratzke
Lauterbach Kr. Habelschwerdt
Muster bereitwilligst u. unverbindlich

Verschiedenes

Nichtraucher

in 1—3 Tagen d. Ultrafuma-Gold. / Unschädlich. Keine Tabletten. / Geringe Kosten. / Prospekt frei.
E. Conert, **Hamburg 21 L.**

Hunde

aller Rassen, jeden Alters, Katalog 60 Pfg. Ia Ref. Vers. nach allen Ländern. R. A. Rieß, Gera H.

Weltruf

haben westfälische
Schinken und Wurstwaren
Preisliste frei
Wilh. Bartscher
Rietberg 41, Westf.

Man hört es oft

„In meinem Bett schlafe ich am besten"
Dies sagen Sie bestimmt, wenn Sie in einem Zapf-Bett schlafen.
Oberbetten v. RM. 18.–, **Kissen** v. RM. 4.80 an. Gut gefüllt. **Graue Federn** v. 95 Pfg., **weiße** v. RM. 3.80 an. Bis zu den feinst. Halb- und Volldaunen preiswert.
Daunensteppdecken schon für RM. 42.–.
Darum Betten von ZAPF, ZELL a.H. 218

Graue Haare

sind in 8 Tagen naturfarben durch „O-B-B" Mk. 1.85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück.
O. Blocherer, Augsburg II/26.

Kaffee

Ia Bremer Qualitäten
RM. **1.90** 2.06 2.12
$1\frac{1}{2}$ kg frei Haus Nachn. **6.08**
J. Noll & Co., Bremen S
Colmarer Straße 8 a
Verteiler gesucht

Ein gutes Rad macht Freude!
Spez.-Rad M. **30.—**
m. elek. Lampe **36.—**.
— Katalog gratis. —
C. Buschkamp
Fahrradbau
Brackwede-Bielefeld Nr. 58

Gesinnungfreunde bestellen ihren
Kaffee
bei **W. Granfow**, Elmshorn b. Hamburg, Ollnsstr. 117. ½ Kilo RM. 1.98, 2.20, 2.40, 2.60. Ab 1½ Kilo frei Haus Nachnahme. Mitk. **d. Hauses Lud.**

Prüfe nicht andere auf ihre Haltung
Du selbst gehörst als Mitglied in die NSV!